

Wöchentliche Beilage zur Eborner Ostdeutschen Zeitung.

No. 44. 1888.

Der Chevalier de Ferrer.

Kriminal-Novelle

von

Johannes Emmer.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Wer den Schuß auf van Son abgab, ist gleichgiltig,“ sagte der Freiherr; „dem ist nicht mehr an Schuld anzurechnen, wie dem Gewehre oder der Kugel, das sind Alles nur Werkzeuge. Die wahren Mörder sind die da drüben,“ und er ballte seine Faust nach der Richtung hin, wo das Koven'sche Gut lag. „Das haben die Koven gethan. Gott mag es ihnen lohnen.“

Das war und blieb die Ansicht des Freiherrn, von der nichts ihn hätte abbringen können. Fremden gegenüber sprach er sie allerdings nicht aus; er fühlte wohl selbst, daß er keinen Glauben finden würde; aber er war fest überzeugt, daß einst der Tag kommen müsse, an welchem die Blutschuld der Koven offenkundig würde.

Einstweilen traf der Verdacht, die That begangen zu haben, einen Anderen. Die Erhebungen und Nachforschungen führten auf die Spur eines Menschen, der eines solchen Verbrechens wohl fähig schien, und verschiedene Umstände bekräftigten den Verdacht. Der Mann hieß Martens, war ein herabgekommener Bauer, der seine kleine Wirthschaft durch Spiel, Trunk und seinen Hang zur Wildddieberei zu Grunde gerichtet hatte, und nun als Tagelöhner sein Leben fristete.

Räthselhaft blieb nur, aus welchem Grunde er die That begangen haben mochte. Man konnte in dieser Hinsicht nur Vermuthungen hegen, und am wahrscheinlichsten erschien die Annahme, daß Martens den Lieutenant für einen Förster gehalten habe, da nachgewiesen

worden war, der Wildddieb habe gegen einen der gräflichen Forstbeamten schwere Drohungen ausgestoßen, weil dieser ihn vor längerer Zeit im Walde beim Schlingenlegen ertappt und vor Gericht gebracht hatte.

Martens leugnete vor den Richtern beharrlich, um die That zu wissen, und behauptete immer und immer seine Unschuld. Es wurde zwar Alles aufgeboten, um mehr Licht in die Sache zu bringen, doch ließ sich mehr als das Erwähnte nicht feststellen. Dennoch erhob der Staatsanwalt die Anklage wegen Mordes gegen

Martens. Bei der öffentlichen Verhandlung sah dieser durch die Zeugenaussagen sich endlich genöthigt, einzugestehen, daß er in jener Nacht in den Forst gegangen sei, in der Absicht, ein Stück Wild zu schießen. Gegen zehn Uhr sei er in die Gegend gekommen, wo man den Todten gefunden habe, und habe einen Schuß gehört. Er vermuthete deshalb, daß ein Jäger in der Nähe sei, und dies habe ihn bestimmt, sein Gewehr wieder zu verstecken, und von seiner Absicht abzustehen. Auf die Frage, warum er diese Angaben nicht schon früher in der Voruntersuchung gemacht habe, erwiderte er trotzig: er hätte gewußt, daß man ihm nicht glauben würde, und darum habe er versucht, seine Anwesenheit im Walde abzuleugnen. Das, was er jetzt gesagt habe, sei die reine Wahrheit, an dem Morde wäre er unschuldig. Dabei beharrte er.

Wenn nun nach diesem Geständnisse der Verdacht, daß Martens die That begangen habe, noch mehr begründet erschien, so waren die Beweise doch nicht überzeugend genug, um eine Verurtheilung wegen Mordes vollkommen zu rechtfertigen. Martens wurde daher nur des versuchten Wildddiebstahls schuldig erkannt und in Anbetracht der wiederholten Bestrafung wegen des gleichen Verbrechens zu der höchsten gesetzlichen Strafe verurtheilt — zehn Jahren Zuchthaus. Dieses Urtheil war so strenge, daß man leicht erkannte, die Richter glaubten mehr an die Schuld, als an die Unschuld des Angeklagten, und bei dem Ausmaße der Strafe haben man Rücksicht darauf genommen, daß Martens wahrscheinlich ein Mörder sei.

Als Baron Kelling diesen Ausgang des Prozesses erfuhr, meinte er wegwerfend: „Was ist's weiter? Das hat höchstens auf den Preis Einfluß, und man ist ja reich genug, um auch ein Mehr bezahlen zu können.“



Graf Georg Herbert zu Münster-Lebenburg, Botschafter des deutschen Reiches in Paris. (S. 347)

Inzwischen — die Untersuchung hatte über ein halbes Jahr gewährt — war auch die Vermählung des Chevaliers mit Baroness Anna vollzogen worden; natürlich ganz im Stillen und ohne jeden Brunk. Der Chevalier hatte gewünscht, daß sie nicht allzu lange verschoben würde, und so fand sie schon drei Monate nach jenem Ereignisse statt.

Die Ehe, über welche Manche gespottet hatten, schien wirklich eine sehr glückliche werden zu wollen. Der Chevalier war aufmerksam und liebenswürdig gegen seine Frau, die ihn wie einen Abgott verehrte und eine leidenschaftliche Hingebung zeigte, die beinahe etwas Rührendes an sich hatte. Das unverhoffte Glück dieser Tochter mußte den Freiherrn entschädigen für die Sorgen und das Leid, welches ihm Klotilde bereitetete. Die jähe Vernichtung ihres Liebesglückes und ihrer Lebenshoffnungen hatte Klotilde schwer getroffen. Nach dem Begräbniß ihres Verlobten war sie erkrankt, so daß man für ihr Leben fürchtete. Sie genas wohl, aber nicht vollständig; ein räthselhaftes Leiden, über dessen Natur die Aerzte nicht klar werden konnten, hatte sie befallen und so siechte sie langsam dahin. Aus den Aeußerungen der Aerzte mußte der Baron entnehmen, daß sie dem Tode unrettbar verfallen sei, wenn nicht ein Wunder geschähe.

10.

Der Chevalier de Ferrer saß eifrig beschäftigt an seinem Schreibtische und schien sehr unwillig, als ihm der Diener eine Karte reichte, die nichts weniger als elegant aus sah. „C. Wille“ stand darauf. Der Chevalier schaute eine Weile das Kärtchen an, wendete es hin und her und sagte endlich kurz: „Meinet halben mag er eintreten. In Zukunft weise solche Leute aber kurzweg ab.“

Der Besucher trat ein; der Chevalier betrachtete forschend dessen Bild in dem Spiegel, der gegenüber der Thüre hing, ehe er aufstand und sich dem Eintretenden zuwandte. „Sie wünschen mich zu sprechen?“

„Ja, ich möchte meinen Freund“ — der Fremde betonte das Wort scharf — „den Herrn Chevalier de Ferrer sprechen. Ich weiß, es gab nur Einen dieses Namens, ich habe diesen gut gekannt und kenne ihn auch jetzt.“

„Ihr Name ist mir fremd!“
„Ach ja; nun, das ist leicht aufzuklären: eine kleine Abkürzung habe ich daran vorgenommen; es fehlt nur eine Silbe, Willede — Wille; dies geschah den Leuten drüben zu Liebe, welche Wille leichter aussprechen konnten. Der Herr Chevalier erinnert sich doch seines Freundes Willede?“

Der Fremde streckte dem Chevalier die Hand hin, was dieser jedoch nicht zu bemerken schien. „Ich bitte mir zu sagen —“

„Was ich will? Nun, Sie wiedersehen, die Erinnerungen etwas aufzufrischen und ein wenig auch die Zukunft besprechen.“ Wille rüdte ohne Weiteres sich ein Fauteuil neben dem Schreibtische des Schloßherrn zurecht und ließ sich behaglich nieder.

Der Chevalier biß sich auf die Lippen und sah finster und mürrisch den Besucher an. Wenn er auch äußerlich vollkommen ruhig sich zeigte, so bewies doch der Umstand, daß er stillschweigend die Behauptung Wille's, dieser sei sein Freund, hinnahm und dessen Benehmen widerspruchslos duldete, wie er im Grunde doch seine Fassung verloren hatte.

Wille, oder wie er nach seiner eigenen Angabe richtig hieß, Willede, schien seiner äußeren Erscheinung nach übrigens ein anständiger Mann in guten Verhältnissen zu sein; sein Gesicht war viel frischer und freundlicher als das des Chevaliers, nur nahm sein Blick dann und wann einen lauernden Aus-

druck an; seine Kleidung war nicht nach dem neuesten Geschmace, man sah aber, daß Wille etwas darauf hielt, in seinen Bewegungen und Manieren freilich war er derb und ungeschlacht.

„Ich sehe,“ begann er endlich mit verhaltenem Spott in Blick und Ton, „sonderlich willkommen scheine ich nicht zu sein, und Sie denken wohl auch, lieber Chevalier, der hätte auch drüben bleiben können. Straf' mich Gott, ich wäre auch nicht mehr herübergekommen, wenn dort nicht einem ehrlichen Menschen die Existenz durch die Spitzbuben verleidet würde. Im Ganzen ist's mir in dem gelobten Lande Amerika just nicht schlecht ergangen; hatte sogar Aussicht, ein respectabler Mann zu werden. Dann ging's aber wieder bergab und auf einmal stand ich da, wie — nun, blank und fahl, ohne einen Cent in der Tasche. Habe Manches gelernt dabei und sah auch wieder bessere Zeiten, bis ich auf einmal Heimweh bekam. Wollte wieder 'mal schauen, wie es in Europa zuginge, nahm meine paar ersparten Dollars und ging zu Schiff. Dachte wahrhaftig nicht, den alten Freund wieder zu finden; da las ich in einer alten Zeitung, die mir zufällig unter die Hände kam, unter den Familiennachrichten: Chevalier de Ferrer habe sich mit einer Baroness Kelling vermählt. Merkwürdig, dachte ich; den Mann kannte ich doch so gut — und jetzt soll er sich vermählt haben. Das Ding interessirte mich, ich erkundigte mich nach dem Herrn Chevalier, wie er aussehe und woher er gekommen sei, und richtig — ich fand den alten Freund. Freut mich wahrhaftig, daß es ihm so gerathen ist, besser, scheint es, als mir; ja, man kann auch hier zu Lande sein Glück machen, wenn man es nur versteht.“

Der Chevalier drehte mit nervöser Unruhe einen Bleistift zwischen den Fingern, man sah es ihm an, daß er den Besucher gern los wäre. „Ich weiß noch immer nicht den Grund Ihres Besuches,“ bemerkte er, als Jener endlich eine Pause machte.

„In welch' mißtrauischem Tone Sie das sagen! Keine Sorge, ich pflege alten Freunden nicht unbequem zu werden, vorausgesetzt, daß sie nicht zu meinen Feinden geworden sind. Und wir Beide wollen ja doch Freunde bleiben, nicht?“

Die Frage war verfänglich, und der Chevalier zögerte mit der Antwort. „Ich habe keinen Grund, gegen Sie feindlich aufzutreten, außer Sie zwingen mich dazu,“ erwiderte er endlich.

„Ich Sie zwingen? Welcher Gedanke! Ich hoffe vielmehr, daß wir unsere Kameradschaft erneuern werden. Ich habe nicht übel Lust, mich auch zur Ruhe zu setzen, wenn sich ein bequemes Plätzchen findet. Hier beispielsweise gefiele es mir recht gut.“

„Leider sind unsere Räume so beschränkt,“ fiel der Chevalier rasch ein, „daß ich Sie nicht einmal einladen kann, längere Zeit mein Gast zu sein.“

„Schade; hatte mich gefreut,“ gab Jener spöttlich zurück. „Wäre auch bereit gewesen, eine Stelle als Verwalter oder Inspektor anzunehmen — nun, ich sehe wohl, damit ist's nichts. Der Herr Chevalier wird aber vielleicht sonst etwas für mich thun können?“

„Ich muß zuerst wissen, was Sie verlangen. Ich bin übrigens, das bemerke ich, keineswegs reich, in einigen Jagren vielleicht —“ Ferrer senkte unwillkürlich vor dem forschenden Blicke Wille's den seinen.

„In einigen Jahren,“ sagte dieser gedehnt, „das kann noch lange währen. Ließe es sich nicht beschleunigen?“

„Es hängt von Umständen ab —“
„Wobei vielleicht ein Freund nützlich werden könnte,“ fiel Wille ein.

Der Chevalier zuckte mit den Schultern. „Ich wüßte nicht wie.“

Jetzt schien der Andere ungeduldig zu werden. „Das sind Antworten, die eigentlich keine sind,“ rief er heftig aus. „Ich will wissen, wie Sie es mit mir halten wollen.“

„Ja, machen wir ein Ende; ich will einmal klar sehen, was ich von Ihrer Seite zu erwarten habe.“

„Kameradschaft, wie ich sagte; und mehr verlange ich auch nicht. Gilt es?“

Der Chevalier nickte.

„Wir wollen ein andermal und an einem anderen Orte das Weitere besprechen, da ich nun einmal hier nicht willkommen bin,“ fuhr Wille fort. „Ich lebe seit einigen Wochen in der Residenz. Dort können wir uns wiedersehen. Ich wohne im Hotel Daniel.“

„Gut, ich hatte ohnehin die Absicht, morgen dahin zu reisen, da ich verschiedene Geschäfte dort abzuwickeln habe. Ich werde Sie besuchen.“

Die beiden Herren reichten sich die Hände und verbeugten sich höflich gegen einander. Als die Thüre sich hinter dem Besucher geschlossen hatte, begann der Chevalier in dem Zimner auf und ab zu gehen.

„Den hatte ich bei Gott vergessen! Muß ihn der Satan mir jetzt wieder über den Weg führen! Er benahm sich übrigens anständig, es scheint ihm auch nicht schlecht zu ergehen. Nun, vielleicht ist er zu gebrauchen; wollen sehen.“ So und Ähnliches murmelte der Guts herr vor sich hin, und als er sich wieder zu seinem Schreibtische setzte, zeigte er wieder die ruhige, gleichmüthige Miene, die er sonst zur Schau trug.

Wie er zu Wille gesagt hatte, reiste der Chevalier am nächsten Tage nach der Residenz ab. Er kam öfters dahin, um Geschäfte zu besorgen, insbesondere den Verkauf der Produkte seines und des Kelling'schen Gutes. Der Freiherr hatte sich bisher stets eines Agenten bedient, der ihm Alles besorgte; nun nahm der Chevalier diese Sachen in die Hand und erwies sich als kluger und geschickter Mann, der die wechselnden Verhältnisse des Marktes auszunützen verstand. Diesmal handelte es sich darum, den letzten Rest der vorjährigen Ernte zu guten Preisen loszuschlagen, wozu die Gelegenheit günstig erschien.

Wie er es versprochen hatte, suchte er Wille auf, nachdem er diesem durch ein Billet vorher die Stunde seines Erscheinens bekannt gegeben hatte. Wille empfing seinen „Freund“ mit einer Zuvoorkommenheit, welche mit der fühlen Zurückhaltung des Chevaliers einen starken Gegensatz bildete.

„Meine Zeit ist gemessen,“ bemerkte der Chevalier, „und ich wünsche daher, daß alle überflüssigen Erörterungen vermieden werden. Sie deuten bei Ihrem Besuche an, daß Sie in gewisser Hinsicht auf meine Hilfe rechnen; nun bin ich bereit, Ihre Vorschläge anzuhören.“

„Sie wünschen meine Vorschläge zu hören,“ versetzte der Amerikaner, „ich muß jedoch vorher Einiges über meine Verhältnisse bemerken. Wie Sie sehen, befinde ich mich augenblicklich ziemlich leidlich; indessen gehen die Dollars, die ich mitgebracht habe, schon zur Neige und ich muß daher darauf bedacht sein, mir eine Existenz zu gründen. Ich möchte auch zur Ruhe kommen wie Sie. Das würde allerdings nur dann möglich sein, wenn mir Mittel geboten werden, um — nun, um irgend eine Rolle beginnen zu können.“

„Ich dachte es mir, daß es auf etwas Derartiges hinauslaufen werde,“ erwiderte der Chevalier. „Sie scheinen mich für sehr reich zu halten; dies ist ein Irrthum.“

„Als Gutsbesitzer, Gatte einer reichen Erbin wollten Sie für arm gelten?“

„Und doch sind meine Mittel beschränkt. Das Gut habe ich nicht mit meinem Gelde erworben.“

„Wie, es ist doch auf Ihren Namen geschrieben? Nun, lassen wir diesen Punkt, ich nehme an, daß es sich so verhält, wie Sie sagen. Sie haben indessen eine Frau —“

„Deren Mitgift unbedeutend war.“

„Möglich, die aber dafür erben wird.“

„Es sind zwei Söhne da und noch eine Tochter; Sie können daher leicht berechnen, wie es mit der Erbschaft bestellt sein wird, insbesondere da das Gut meines Schwiegervaters ein Majorat ist.“

Wille sah den Freund scharf an. „Nach Ihren Reden zu urtheilen hätten Sie ja ein sehr bescheidenes Glück gemacht. Ich weiß nun aber aus eigener Erfahrung, was man von Ihrer Bescheidenheit zu halten hat. Wenn Sie großmüthig das anscheinend Werthvolle einem Andern überließen und sich mit scheinbar Untheslossem begnügten, wußten Sie wohl, daß Ihnen das Letztere sicheren und dauernden Vortheil bringen werde. Wir sehen ja: Sie sind der Chevalier de Ferrer, der angesehene Mann, und ich habe nichts.“

Der Chevalier legte die Cigarre weg und strich sich mit der Hand über die Stirne. „Und was verlangen Sie von mir?“

„Nichts unbilliges. Da ich voraussetze und mich darin gewiß nicht täusche, daß Sie früher oder später wirklich so reich werden, wie Sie es jetzt scheinen, daß Sie zweifellos der Erbe sein werden, mögen nun Söhne da sein oder nicht, so werden Ihnen die Mittel nicht fehlen, um auch mir zu helfen, mein Glück zu machen, wie dies Ihnen gelang. Ein Gut mit fremdem Gelde zu kaufen und darauf hin eine reiche Erbtöchter zu gewinnen — das kann ich auch. Der Weg ist ehrlich und ohne Gefahr. Sie wissen nun, was ich will, und ich hoffe, der Herr Chevalier de Ferrer wird den Wunsch seines Freundes respektiren. Ich lasse Ihnen Zeit und die Wahl der Mittel; Ihr Scharfsinn wird die richtigen zu finden wissen. Soweit ich dabei mithelfen kann, wird es geschehen. Stimmen Sie zu?“

Der Chevalier nickte: „Es wird das Beste sein für uns Beide.“

„Wir bleiben also die alten Freunde,“ sagte Wille, als der Chevalier schon unter der Thüre stand.

„Wir müssen es ja wohl bleiben,“ war die Antwort.

11.

Harry Kelling hatte den Schwager, der ihn in der Residenz aufgesucht, für den Nachmittag zu einem Spazierritte eingeladen, er wollte ihm sein neues Vollblutpferd vorführen. Er war ein ebenso guter Reiter, wie Kenner der Thiere; und es gelang ihm stets, zu angemessenen Preisen ein Pferd zu finden, das unter seiner Training sich zu einem prächtigen Kenner entwickelte.

Als letztes Weihnachtsgeschenk hatte er von seinem Vater ein besonders schönes Thier erhalten, auf welches Harry außerordentlich stolz war. Es freute ihn, daß die Sportsmen ihn um das Pferd beneideten und demselben den Sieg bei dem nahe bevorstehenden Frühjahrsrennen prophezeiten.

Es war daher begreiflich, daß Harry den Chevalier gleich nach dessen Ankunft in den Stall führte, um ihm das Pferd zu zeigen; und daß er einen Spazierritt vorschlug, damit der Schwager alle Vorzüge des Thieres kennen lerne. Ferrer hatte dasselbe genau besichtigt und es sehr gelobt. „Du sollst es erst im Gange sehen,“ hatte darauf der Lieutenant erwiedert. „Es ist das prächtigste Thier, das ich je besessen habe. Du nimmst mein Dienstpferd, ich werde Ali reiten, und ihn Dir auf der Rennbahn vorführen.“

Zur verabredeten Stunde fand sich der Chevalier bei Harry ein. Er traf diesen bereits in der Stalle, mit dem Reitknechte zankend, daß dieser mit dem Satteln Ali's nicht fertig werden konnte. Der Bursche entschuldigte sich, daß das Pferd heute außergewöhnlich unruhig sei, und dies war in der That der Fall. Mit Mühe brachte man es aus dem Stalle heraus in den Hof und hier bäumte es sich auf und schlug aus, so daß Ferrer warnend dem Schwager rief, für heute den Ritt aufzugeben. Harry aber meinte, das habe nicht viel zu bedeuten, das Pferd sei eben feuriges Vollblut, und habe er es einmal zwischen den Schenkeln, dann werde es schon gehorchen. Es zeigte sich auch ruhiger, als Harry herantrat und Hals und Kopf streichelte; er untersuchte Gurtung und Zäumung, ob nicht vielleicht da der Grund für die Unruhe des Thieres zu suchen sei, fand aber Alles in Ordnung. Das Besteigen bot neue Schwierigkeiten, kaum vermochte der kräftige Bursche es zu halten, es drehte und bäumte sich, sobald Harry den Fuß in den Bügel setzen wollte. Dieser befahl dem Burschen, Ali einige Schritte weiter zu führen und trat zur Seite, so daß ihn das Thier nicht erblicken konnte; dann schwang er sich mit einem kühnen Sprunge über die Groupe des Pferdes hinweg in den Sattel; ein Kraftstück, das dem gewandten Turner um so weniger schwer fiel, als er sich nicht in Uniform befand, die Waffe ihm also nicht hinderlich war. Ali machte einen gewaltigen Satz, so daß der Reitknecht weggeschleudert wurde, aber Harry erhielt sich mit seinem festen Schenkelschlusse im Sattel, und nun schien das Pferd sich willig dem Herrn und Meister zu fügen. Der Chevalier rief ein lautes „Bravo, das war gut gemacht!“ und Harry erwiderte mit einem ebenso stolzen als glücklichen Lächeln: „Sagt' ich es nicht, daß Ali pariren werde, sobald ich im Sattel sitze? Er hat eben auch manchmal seine Launen.“

Die beiden Herren ritten langsam zum Thore hinaus, sie waren aber kaum auf der Straße, als Ali wieder Zeichen von Unruhe und Ungeberdigkeit zeigte. Harry, welcher einen spöttischen Blick seines Schwagers bemerkt zu haben glaubte, biß ingrimig die Lippen zusammen, es war vielleicht das erste Mal, daß er die Geduld mit seinem Pferde verlor und damit auch jene überlegene Ruhe, welche gerade bei ungeberdigen Thieren vor Allem notwendig ist.

Plötzlich senkte Ali den Kopf, legte die Ohren zurück und galopirte die Straße hinab; es konnte kein Zweifel mehr sein, das Pferd war scheu geworden und kein Reiter wäre mehr im Stande gewesen, es zu bändigen. Alles wich vor dem rasend einherstürmenden Thiere zur Seite; da die Straße breit und gerade war und direkt auf die Landstraße hinausführte, so konnte Harry hoffen, daß, wenn er glücklich aus der Stadt hinaus auf das freie Feld gelange, er draußen das Pferd zum Stehen bringen könne, sobald es von dem wilden Laufe erschöpft sein würde. Es sollte indessen anders kommen. Aus einer Querstraße heraus fuhr ein Wagen mit Bauhölzern, und die langen Stämme sperren eben in dem Momente die Straße, als Harry daherkam. Ein Schrei des Entsetzens entfuhr den Passanten, die just zur Stelle waren, und auch Harry erkannte die große Gefahr, welche in dieser Situation lag. Nur ein kühner Sprung über das Hinderniß hinweg konnte ihn retten. Mit dem Aufgebote aller Kraft riß er Ali auf und setzte ihm die Sporen in die Weichen; das Pferd kam hinüber, aber mochte es nun mit den Hinterfüßen den Wagen gestreift haben oder bei der ungeheuren Wucht des Niederprunzes auf dem harten Pflaster ausgeglitten sein, kurz es brach mit den Vorderfüßen in die Kniee und Harry wurde in weitem Bogen aus dem Sattel geschleudert.

Der Chevalier war im scharfen Trabe nachgeritten und kam eben zur Stelle, als mehrere Vorübergehende Harry aufhoben. Er war regungslos, wie todt, aus einer Quetschwunde auf der Stirne rieselte Blut. Man trug ihn in einen nahen Laden und der Chevalier sandte nach einem Arzte. „Der wird auch nicht mehr helfen können,“ meinte ein schlichter Mann, „der Herr ist mausetodt.“ Und er hatte Recht. Ein Arzt war rasch zur Stelle, er untersuchte den Verunglückten und wandte sich dann achselzuckend an den Chevalier, welcher bleich und mit ängstlicher Spannung ihm zugehört hatte. „Vorbei! Das Rückgrat ist gebrochen; der Tod muß fast augenblicklich eingetreten sein.“

So war es auch. Die Regimentsärzte beschäftigten den Auspruch. Der Unfall erregte großes Aufsehen, und Harry wurde von seinen Kameraden aufrichtig betrauert. In kaum einem Jahre waren zwei der besten und beliebtesten Offiziere des Regiments auf so tragische Weise frühzeitig dem Leben entrisen worden; van Son und Harry.

Der Freiherr war fast zusammengebrochen, als er die Kunde von diesem entsetzlichen Unglücke erhielt. Als rüstigen, stattlichen Mann hatte ihn der Chevalier verlassen, als hinsfälligen, lebensmüden Greis sah er ihn an der Bahre des todtten Sohnes wieder. Ueber Nacht war er um ein Jahrzehnt gealtert. Tief erschüttert wurden alle Anwesenden, als der Freiherr beim Anblicke der Leiche in die Kniee sank und mit emporgehobenen Händen verzweifelt ausrief: „Harry! Harry!“ Der wilde Schmerz des Vaters war so ergreifend, daß der Oberst, welcher den Baron begleitet hatte, später sagte, alle Schrecken des Schlachtfeldes hätten ihm nicht so an's Herz gegriffen, wie der Jammer dieses einen Mannes! Auch der Chevalier war dabei halb ohnmächtig auf seinem Stuhle zusammengesunken und erschien darnach ganz fassungslos.

(Fortsetzung folgt.)

Graf Georg Herbert zu Münster-Ledenburg.

(Mit Porträt auf Seite 345.)

Eines der ältesten Mitglieder der deutschen Diplomatie ist Graf Georg Herbert zu Münster-Ledenburg, der gegenwärtige Botschafter des deutschen Reiches in Paris, dessen Porträt wir auf S. 345 bringen. Derselbe ist am 23. Dezember 1820 zu London geboren als der einzige Sohn des hannoverschen Staats- und Kabinetministers Ernst Friedrich Herbert Reichsgrafen zu Münster-Ledenburg, der damals am britischen Hofe lebte und von dort aus die Regierung Hannovers leitete. Graf Münster studirte nach dem Tode seines Vaters (1839) in Göttingen und Bonn, betrat dann die diplomatische Laufbahn, verbrachte mehrere Jahre als Attaché und Gesandtschaftssekretär an verschiedenen Höfen und wurde 1856 zum hannoverschen Gesandten in St. Petersburg ernannt, welche Stelle er bis 1864 bekleidete. Nach der 1866 erfolgten Annexion von Hannover schloß der Graf sich an Preußen an, wurde 1867 Landtagsmarschall und zugleich in das preussische Herrenhaus berufen. Später ward er auch in den deutschen Reichstag gewählt, wo er der deutschen Reichspartei angehörte. Seine damalige Muße verwendete der Graf zu literarischen Arbeiten, und es erschienen von ihm in den Jahren 1867 und 1868 die Bücher: „Politische Skizzen über die Lage Europa's“, „Mein Antheil an den Ereignissen des Jahres 1866“ und „Der norddeutsche Bund und dessen Uebergang zu einem deutschen Reich“, sowie 1870 nach dem Sturze Napoleon's die Broschüre: „Deutschlands Zukunft, das deutsche Reich“, worin er die deutschen Fürsten aufforderte, sich zu vereinigen und ihrem siegreichen Heerführer die deutsche Kaiserkrone anzubieten. Nach dem Tode des deutschen Botschafters in London, Grafen v. Bernstorff, wurde Graf Münster unter dem 26. Juni 1873 mit diesem Posten betraut, den er seit dem 5. November 1885 mit der Vertretung des deutschen Reiches bei der französischen Republik vertauscht hat.

Die Bastonnade in Egypten.

(Mit Abbildung.)

In Egypten wie in der Türkei spielen im dortigen Strafrecht die Freiheitsstrafen nur eine untergeordnete Rolle, eine desto größere aber die Geld- und körperlichen Strafen. Unter den letzteren ist die am häufigsten vorkommende die Bastonnade (vom französischen baston oder bâton, der Stock), wie die Europäer die im ganzen Orient übliche Prügelstrafe benannt haben. Man versteht darunter Schläge auf die Fußsohlen, welche in der auf unserer Abbildung dargestellten Weise erteilt werden, oder auch Schläge auf den Rücken; als Schlaginstrument dient dabei ein Stock, ein mit Knoten versehener Strick oder Lederriemen. In Egypten spielt die Bastonnade namentlich in den Gefängnissen eine gar traurige Rolle, indem sie nach Willkür der Richter und Polizeiorgane nicht nur für begangene Vergehen dekretirt, sondern auch angewandt wird, um Aussagen und Geständnisse zu erpressen. Ueberhaupt ist die ägyptische Rechtspflege, ebenso wie die

türkische, eine höchst mangelhafte, da sie durchweg in den Händen von Beamten ruht, welche, nur auf Erpressung bedacht, jeder Art von Bestechung zugänglich sind, und gegen deren Entscheidung es keine Berufung gibt.

Kammerzofen-Diplomatie.

(Mit Bild auf Seite 349.)

In den kleinen diplomatischen Künsten und Kniffen des täglichen Lebens sind die Frauen Meisterinnen, wie auch das hübsche Genrebild „Kammerzofen-Diplomatie“ von L. Obersteiner (siehe unseren Holzschnitt auf S. 349) zeigt. Das schlaue Böfchen sucht den stiefelwischenden Johann, der bei dem Herrn in besonderer Gunst steht, durch ein paar Flaschen Wein zu bestechen, da sie seine kleinen Schwächen genau kennt. Sie sucht ihn durch diesen Liebesdienst zu bewegen, daß er den Herrn für ihre und des schmucken Kutschers Wünsche geneigt stimmt, mit dem die hübsche Zofe schon seit einiger Zeit ein Liebesverhältnis hat und den sie gern heirathen möchte, wozu

natürlich die Erlaubniß des Herrn nöthig ist. Das gewandte Mädchen weiß recht gut, wie großen Einfluß ein alter Diener auf die Herrschaft ausübt, und wie wichtig es daher für sie ist, den biederen Johann durch diplomatische Künste für sich zu gewinnen, was ihr, nach dem breiten Grinsen auf Johann's Zügen zu urtheilen, augenscheinlich auch gelingt.

Das Geheimniß der Pekaninsel.

Erzählung

von

Faustina Fern.

(Nachdruck verboten.)

Mein Großoheim Tobias, ein ehemaliger Seemann, der vor einigen Jahren das Zeitliche segnete, hatte in seiner Jugend merkwürdige Abenteuer erlebt. Er war ein gewitzter, verständiger Bursche. Von seinem Vater, der



Die Bastonnade in Egypten.

ebenfalls Seemann gewesen war, hatte er so viel Englisch, Französisch und Spanisch gelernt, als man braucht, um auf fremden Schiffen und in ausländischen Häfen sich durchzuhelfen.

Im April 1822, als er eben konfirmirt worden war, nahm er als Schiffsjunge Dienste auf der Brigg „Urania“, die mit einer Ladung werthvoller Waaren nach New-Orleans segeln sollte.

Die Fahrt der „Urania“ über den atlantischen Ocean war eine rasche und gute. Auch der mexikanische Golf wurde rasch durchsegelt, die Brigg befand sich bereits nahe den Mississippi-mündungen und Kapitän und Steuermann schauten emsig aus nach einem der Lootschiffe, welche hier zu kreuzen pflegten. Lange war ihre Mühe vergeblich, da endlich rief der Steuermann: „Ein Segel!“

„Peß!“ rief der Kapitän, durch sein Fernrohr blickend, „das ist kein Lootsentutter. Es

ist ein großer bewaffneter, sehr verdächtig aussehender Schooner.“

Es war in der That ein Korsar, das Raubschiff des berühmten Kapitäns Pierre Lafitte, von welchem Seeräuber man noch heute auf den ostindischen Inseln und an der Küste des mexikanischen Golfs die seltsamsten Geschichten erzählt. Die „Urania“ wandte sich, um nicht gefapert zu werden, zur Flucht und versuchte, einen Schlupfhasen an der Küste des westlichen Louisiana zu erreichen. Aber leider trieb ein plötzlich ausbrechender Südwind das Fahrzeug auf eine Sandbank, wo es scheiterte, nahe der Küste, vor welcher eine langgestreckte Schlamminsel lag. Beim Versuch, die Schiffstasse und die werthvollsten Sachen an's Land zu retten, verlor der Kapitän und sieben Matrosen das Leben, indem ihr Boot in der schäumenden Brandung kenterte. Die zurückbleibenden fünf Matrosen, darunter ein Mulatte Namens An-

tonio, ferner der alte Schiffstoch und der Schiffsjunge Tobias, mußten sich dem Korsaren, der das Wrack, nachdem sich der Sturm gelegt, bald aufspürte, ergeben.

Lafitte, ein stattlicher Mann von etwa vierzig Jahren, mit pechschwarzem Haar und Bart und unheimlichen Luchsaugen, zwang die Gefangenen dazu, auf seinem Schooner Dienste zu nehmen. Ein alter Holländer, der sich standhaft weigerte, wurde erschossen, und die Leiche in's Meer geworfen. Die Uebrigen besaßen nicht diesen Todesmuth; sie willigten ein, Seeräuber zu werden. Der knabenhafte Tobias wurde gar nicht gefragt.

Der Korsarenhäuptling schien mit ihm etwas Besonderes vorzuhaben, denn er schaute ihn einmal Minuten lang mit teuflischem Lächeln an und flüsterte dann seinem schurkisch aussehenden Lieutenant Dorville einige Worte in's Ohr, worüber selbst dieser abgehärtete Bösewicht schauderte.



Hammerzosen-Diplomatte. Nach einem Gemälde von L. Obersteiner. (S. 348)

Dem Piratenkapitän war das gefährliche Fahrwasser an der Louisiana-Insel sehr genau bekannt. Der Schooner segelte noch zwei Seemeilen westwärts, und fand dann hinter einer kleinen Insel einen geschützten Ankerplatz. Dort hin sollte nun vermittelt der Boote die kostbare Ladung des Wracks gebracht werden, welche umständliche Arbeit jedenfalls mehrere Tage in Anspruch nehmen mußte.

Tobias half mit den Anderen den ganzen Tag dabei. Uebrigens wurde er nicht schlecht behandelt und erhielt Speise und Trank vollauf.

Unweit der Stelle, wo der Schooner ankerte, ergoß sich ein seichter Fluß in's Meer, der träge sein schlammiges Wasser durch die öde Küstenebene wälzte.

„Das ist also wirklich der Mermentoufluß, Ihr täuscht Euch nicht?“ sagte Dorville zu dem Kapitän.

„Das weiß ich genau, denn ich habe den Fluß wohl schon ein halb Duzend Male mit einem Boote befahren,“ versetzte Lafitte. „In Geschäftsangelegenheiten natürlich, Dorville, das versteht sich; ein Vergnügen ist diese trübfelige Flußreise nicht. Wenn man den Mermentou fünfzehn englische Meilen hinauffährt, so gelangt man in einen großen unheimlichen See, der durch seine Zuflüsse mit anderen Gewässern und dadurch auch mit den westlichen Mississippibayous in Verbindung steht. In oder an diesem See suche ich den geeigneten Versteck, dessen Werkzeugen Ihr nach meiner Rückkehr erfahren sollt.“

„Ich begreife wohl Eure Absicht. Man kann ohne sonderliche Schwierigkeit mit einem Boote nicht nur von der Küste, sondern auch vom Mississippi aus nach dem Mermentousee gelangen. Auch ist die Umgegend des See's wohl unbefiedelt. Sind da Plantagen?“

„Gar nicht. Es ist eine mörderische, fieberdunstige Gegend. Schilfrüchte und Cypressensumpfe befinden sich ringsum; darin hausen in ungeheurer Zahl Alligatoren, Moccassinschlangen und anderes Gewürm, außerdem Myriaden Moskitos.“

„Um so besser. Und Ihr wollt allein hinfahren mit der Jolle?“

„Ich nehme den deutschen Jungen mit, der mir bei der beschwerlichen Arbeit helfen soll. Doch, wie ich Euch schon andeutete, ich werde allein zurückkommen, der Junge bleibt da. Die Todten können nicht schwagen. Früher einmal opferte ich einen Negernaben bei einer ähnlichen Gelegenheit. Aber ein Nigger, mag er noch so jung sein, ist immer noch Dollars werth, wohingegen der deutsche Junge kein verkäufliches Dvjekt ist.“

In der Frühe des folgenden Tages wurde die Jolle segelfertig gemacht und mit einigem Proviant versehen.

Kapitän Lafitte erschien auf Deck und erklärte der versammelten Mannschaft, daß er eine kleine Reise in Geschäftsangelegenheiten vorhabe, von der er voraussichtlich erst am Abend des folgenden Tages zurückkehren würde, unterdessen übergebe er Dorville den Oberbefehl.

Es erhob sich durchaus kein Widerspruch. Die Piraten waren an solche Landgänge ihres Anführers gewöhnt, die derselbe manchmal als ersprießlich für das allgemeine Beste unternahm.

Lafitte ging in seine Kajüte. Bald danach ließ er Tobias rufen. Der deutsche Schiffsjunge erschien vor ihm und schaute sich erstaunt in dem hübsch ausgestatteten Gemache um. Der Kapitän trug jetzt nicht seine Uniform, sondern die bequeme einfache Kleidung eines Louisianaplanners. Um den Leib hatte er eine seidene Schärpe gebunden und darin eine große Pistole und einen langen Dolch stecken.

Er war beschäftigt, eine eiserne Kassette von etwa sechzehn Zoll Länge, sechs Zoll Höhe und acht Zoll Breite in Packleinwand zu hüllen und

zu verschüren. Auf dem Teppich des Fußbodens lagen ein Grabseil, eine Spizhake und ein leerer Sack.

„Du wirst mich auf einer Jollenfahrt an's Land begleiten,“ begann der Pirat zu Tobias gewendet. „Packe das Grabseil und die Spizhake in den Sack und verschüre ihn so, daß meine Leute nicht sehen können, was darin ist, dann trage das Ganze in die Jolle. Gehe voraus!“

Tobias that, wie ihm befohlen worden, und schritt voraus, der Kapitän hinterdrein mit der in Leinwand gehüllten Kassette, die wie ein unbedeutendes Paket aussah, aber ziemlich schwer zu sein schien.

Als diese Sachen in der Jolle untergebracht waren, nahm Lafitte selbst am Steuer des kleinen Bootes Platz und hieß Tobias den Mast aufrichten und das Segel befestigen. Nachdem dies geschehen, rief der Piratenkapitän dem Lieutenant Dorville noch ein paar Worte des Abschiedes zu und segelte dann ab, der Flußmündung zu, in welche die Jolle mit dem günstigen Südwind einlief.

Während der ersten Stunde dieser Flußfahrt boten die Ufer den eintönigsten Anblick. Sand und wiederum Sand, hin und wieder kleine Grasflecke, kümmerliches Buschwerk und sumpfige Stellen voll wuchernden Unkrauts, sonst war anfänglich nichts zu sehen. Aber dann änderte sich die Vegetation allmählich und wurde reicher, Baumgruppen zeigten sich, von deren Nester das spanische Moos in phantastischen Felsen niederhing und gespensterhaft im Winde schwankte.

Tobias fand Zeit genug, dies Alles zu beobachten, denn er hatte jetzt nichts zu thun. Als er des Anschauens der tristen Gegend überdrüssig geworden war, saß er müßig da und schaute gedankenvoll seinen jetzigen Herrn und Meister an, der die Jolle steuerte, eine Cigarre rauchte und in tiefes Nachdenken versunken schien.

Da erhielt plötzlich das kleine Schiff einen Stoß, und der Pirat fuhr aus seinem Nachsinnen auf. Die Jolle wäre an einem schwimmenden morschen Baumstamm beinahe gescheitert.

„Einsältiger Junge, was sitzt Du so faul da und gaffst mich an?“ schrie Lafitte zornig. „Setz Dich anders herum und gib Acht, wenn wieder Treibholz den Fluß herabkommt, so daß ich rechtzeitig aus dem Wege steuern kann!“

Der Schiffsjunge gehorchte und wandte nun dem Kapitän den Rücken zu. Lafitte öffnete die Thür zu dem Beschlag unter der Sternbank, worauf er saß, zog eine Flasche Rum hervor und that verschiedene mächtige Züge daraus.

Die Fahrt wurde noch reichlich drei Stunden fortgesetzt. Sumpfiges Waldesdickicht begrenzte jetzt die Flußufer. Die Sonne war hoch gestiegen und die Hitze fast unerträglich. Tobias schöppte mit der hölzernen Kelle, die in der Jolle lag, Wasser aus dem Strom und trank davon. Es war trübe, lauwarm, und somit die Erquickung nur mäßig.

Plötzlich stieß er einen Schrei des Schreckens und Entsetzens aus. Auf einem in's Wasser gestürzten dicken Baumstamm reckte sich ein riesiger Alligator; Kapitän Lafitte aber, der solche Bestien wohl schon zu Hunderten gesehen, zuckte bloß verächtlich die Achseln. Gleich darauf gelangten sie in den großen Landsee, den nur wenige Reisende gesehen haben mögen, da diese Gegend die ungesundeste des heißen Louisiana ist.

Auch heutigen Tages noch ist der Mermentou-See wenig bekannt und erforscht. Es ist eine schlammige Wasserfläche von etwa dreißig englischen Meilen Länge und fünf bis zehn Meilen Breite. Im See sind viele kleine Inseln, am Ufer dichte Rohr- und Schilfrüchte und dahinter undurchdringliche Cypressensumpfe. Todbringen-

der Dunst schwebt über dieser Schilf-, Schlamm- und Morastwüste.

Lafitte reichte dem hungrigen Begleiter einige Schiffszwiebake, ein Stück Rauchfleisch, etliche Früchte und ein kleines Glas Rum. Er selbst hatte schon unterwegs Mahlzeit gehalten. Dann steuerte er weiter nach der Mitte des See's hin, durch ein Labyrinth kleiner Inseln, wovon einige kahl, andere aber mit Bäumen und Gebüsch bewachsen waren. Alle diese Inseln musterte er mit kritifizendem Blicke. Endlich fand er eine heraus, die ihm zusagte. Es war ein kaum zweihundert Schritte im Umkreis haltendes Eiland, welches sich in der Mitte etwa zwanzig Fuß über die Oberfläche des Wassers erhob. Die Anhöhe krönte ein einzelner Baum, der einzige auf der ganzen Insel, und zwar war es ein alter Pefanbaum (der olivenfrüchtige Hickory oder Pefan-Rußbaum, welcher ölhaltige Früchte — Hickorynüsse — trägt) mit knorrigen Ästen.

Dort landete er und befestigte die Jolle vermittelt eines Laues an einem Nuderholz, welches er in den weichen Ufergrund stieß.

„Nimm den Sack!“ sagte er barsch zu Tobias, indem er selbst die verhüllte Kassette aufhob. So verließen sie das Boot und trugen die Sachen auf die Höhe unter den Pefanbaum, wo sie dieselben auf den Rasen niederlegten.

„Nimm die Hake und den Spaten heraus,“ befahl der Pirat, der dann wieder zurückging und noch aus der Jolle ein Bündel Cigarren, die angebrochene Flasche Rum und noch eine Flasche Portwein holte. Als er damit wieder oben angelangt war, suchte er einen Platz unter dem Pefanbaum, der von einem weit vorspringenden Aste beschattet wurde.

Hier stach er mit dem Spaten fünf Fuß lang und drei Fuß breit Rasenstücke aus, die er sorglich bei Seite legte. Dann befahl er dem Jüngling, Spizhake und Spaten zu nehmen und eine Grube auszuwerfen, die fünf Fuß tief sein sollte.

Tobias gehorchte schweigend, obgleich ihm der Auftrag seltsam vorkam. Wozu eine so große Grube, wenn es doch nur eine kleine Kassette zu vergraben galt? Es war fast beängstigend. Die obere Schicht Erde war hart, doch ließ sie sich leicht mit der Hake in Schollen schlagen. Weiter unten war der Grund weich, und konnte mit dem Grabseil rasch ausgeworfen werden.

Lafitte hatte seinen Rock der Hitze wegen ausgezogen und an einen Ast des Pefanbaumes gehängt. Er setzte sich auf die Kassette, trank abwechselnd Portwein und Rum, rauchte viele Cigarren und schaute der Arbeit des jungen Menschen zu. Derselbe nahm geraume Zeit in Anspruch und der Kapitän wurde zuletzt ungeduldig. Er schalt Tobias und nannte ihn ungeschickt und faul.

Endlich war die Grube zu seiner Zufriedenheit hergestellt. Er reichte dem Schiffsjungen die Kassette mit dem Befehl, dieselbe inmitten der Grube niederzusetzen, sie dort einzugraben und die Erde festzustampfen. Als dies geschehen war, glaubte Tobias, daß es Zeit sei, aus der Grube zu steigen, er stellte sich auf die eingegrabene Kassette und ragte nun mit dem Kopfe eben über den Rand des Loches. Lafitte reichte ihm die linke Hand, als ob er ihm heraus helfen wolle, hielt ihn dann aber mit eigener Faust fest, zog mit der Rechten die Pistole, hielt sie mit teuflischem Lächeln dem Opfer an's Ohr und drückte ab. Der Hahn knackte, doch kein Schuß erfolgte. Die Waffe hatte versagt.

Voller Entsetzen schrie Tobias gellend auf, riß sich los und wollte sich aus der Grube schwingen. Dies suchte der fluchende Pirat zu verhindern und ihn mit dem Fuße zurückzustößen. Dabei verlor der von dem reichlichen Genuße

der Spirituosen Berauschte aber das Gleichgewicht und stürzte mit einem Theil des Erreichs, welches unter seinen Füßen wich, selber in das Loch in dem Augenblick, als es Tobias gelang, durch eine verzweiflungsvolle Anstrengung sich aus demselben zu schwingen, so daß buchstäblich in diesem Falle das sinnreiche Sprichwort in Erfüllung ging: Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein!

Lafitte suchte sich herauszuarbeiten; sein Kopf, seine Arme erschienen über dem Lochrande; er hob die Pistole und zielte. Aber Tobias hatte die Spitzhacke ergriffen und schmettete dieselbe in wahnsinniger Aufregung auf den Kopf des Bösewichts nieder, ihm den Schädel durch den gewaltigen Hieb zertrümmern. Röchelnd, blutüberströmt stürzte der Pirat in die Grube zurück und verschied nach wenigen Sekunden. Welches seltsame Verhängniß! Dieser elende Räuber erlag dem Streiche eines taum dem Knabenalter entwachsenen Jünglings, den er zum blutigen Opfer ausersahen, vielleicht aus Aberglauben, in dem finsternen Wahne, daß dann sein vergrabener Schatz besser gesiegt sein würde!

Als die That geschehen, war Tobias eine Weile vor Schrecken ganz starr. Freilich hatte er aus Nothwehr gehandelt und sein Gewissen brauchte ihm keinen Vorwurf zu machen. Aber was nun? Wohin sollte er sich flüchten in diesem gefährlichen Sumpflande, wo er wildfremd war und weder Weg noch Steg kannte? Zum Schooner zurückzukehren durfte er nicht wagen; die Piraten hätten ihn getödtet, wenn er keine genügende Auskunft über das Verschwinden des Kapitäns geben konnte. Nach Norden mußte er flüchten! Doch zuvor wollte er die Spuren des fürchterlichen Abenteurers verwischen. Einen Augenblick kam ihm der Gedanke, die Kassette aus der Gruft zu nehmen und sich anzueignen. Aber da packte ihn die Angst. Wurde er eingeholt, oder vielleicht früher oder später angehalten, so mußte die Kassette zum Verräther an ihm werden. Er ließ sie lieber, wo sie war, und häufte daher die ausgegrabene Erde einfach wieder über den Leichnam des Piraten. Es fiel ihm der am Pefanbaum hängende Rock des Kapitäns in die Augen, den er herunterriß, um das Kleidungsstück ebenfalls in die Grube zu werfen. Da fühlte er etwas Schweres in der Tasche des Rockes; es war eine mit Gold- und Silbermünzen gefüllte seidene Börse, die auch einen kleinen zierlichen Stahlschlüssel enthielt. Tobias besaß sonst keinen Pfennig; er dachte, daß dies Geld ihm auf seiner Flucht von höchstem Nutzen sein könne, und steckte es daher zu sich. Dann schaufelte er die Grube zu, legte sorglich die Rasenstücke darüber und verstreute die übrig gebliebene Erde. Darauf stieg er in die Hölle, setzte das Segel und verließ den Schreckensort ohne den Schatz, aber mit dem Geheimniß der Pefaninsel, das er keinem Menschen offenbaren, sondern tief in seiner Brust verschlossen halten wollte.

Es war eine lange, mühselige Irrfahrt, die er unternahm und die fünf Tage dauerte. Den spärlichen Proviant zehrte er unterdessen völlig auf und zuletzt mußte er Hunger leiden.

Während dieser angstvollen Tage sah er keine menschliche Seele, nur Alligatoren, Wasserschlangen und andere Bestien. An einer Stelle des See's nähern sich die Ufer desselben und die Schilfbüschel zu beiden Seiten berühren sich fast. Ein schmaler Kanal führt hindurch; diesen durchsegelte Tobias und gelangte in eine andere Ausweitung des See's. Im Norden ragten grüne buschige Hügel empor: dort mußte die Beschaffenheit des Ufers eine weniger sumpfige sein. Der Jüngling steuerte dahin, in einen leichteren Fluß, einem andern morastigen See zu, dann noch ein Labyrinth anderer stagnirender Gewässer, bis er endlich auf ein Zeichen mensch-

licher Thätigkeit stieß, nämlich auf eine primitive niedrige Holzbrücke, die der Weiterfahrt ein Ziel setzte. Tobias versenkte sein Schiffelein im tiefen Morast und trug Sorge, jede Spur davon zu vernichten. Eine beschwerliche mehrstündige Fußwanderung führte ihn endlich zu einem Hause, wo ein braver Franzose, ehemaliger napoleonischer Offizier, mit seiner Frau und einigen Negerflaven wohnte. Die wackeren Leute nahmen unseren jungen Abenteurer freundlich auf, pflegten ihn einige Wochen und brachten ihn dann auf den rechten Weg. Er gelangte über Opelousas nach Plaquemine am Mississippi und von da ohne Fährlichkeit nach New-Orleans, wo er einen Landsmann traf, der ihm ein Unterkommen auf einem deutschen Schiffe verschaffte.

Ein Jahrzehnt war seit dem erzählten Ereigniß vergangen und aus dem Schiffsjungen Tobias ein tüchtiger Steuermann geworden, der weite Reisen nach Ostindien, China und anderen fernem Weltgegenden gemacht hatte. Nach New-Orleans war er aber während dieses Zeitraumes nicht gekommen. Das furchtbare Erlebnis auf der Pefaninsel lag hinter ihm wie ein unheimlicher Traum, der ihn noch zuweilen schreckte. Dann betrachtete er wohl nachdenklich die Erinnerungszichen an jene grauenvollen Stunden: die seidene Börse des Piraten und den zierlichen Stahlschlüssel, der vermutlich zu der vergrabenen Kassette gehörte. Als tüchtiger Seemann schlug er sich ziemlich gut durch, konnte aber nicht viel erlirbigen, da er auch für seine alte Mutter sorgen mußte.

So kam das Jahr 1832 heran. Da verliebte Tobias sich in ein junges hübsches Mädchen, das ihn auch wieder liebte, aber verlangte, daß er das Seemannsleben aufgeben und sich am Lande eine sichere Stellung verschaffen solle, bevor er sie heimführe. Bei dem Nachgrübeln über die hierdurch entstehenden Schwierigkeiten kam es dem Verliebten in den Sinn, daß er ja nur den Schatz des Piraten zu heben brauche, um mit einem Schlage ein reicher Mann zu werden und auf solche Weise alle Hindernisse zu beseigen, die seiner Liebe sich entgegenstellten. Er machte darüber der stauenden Dame seines Herzens einige vertrauliche Mittheilungen und bat sie, nur noch ein paar Monate in Geduld zu harren. Alle seine Ersparnisse — einige hundert Dollars — raffte er zusammen und reiste nach New-Orleans, von da nach einem weiter im Westen gelegenen kleinen Küstenort, wo er ein Segelboot kaufte, mit welchem er vorgeblich als Jäger an der Küste, zwischen den Inseln und in den Lagunen kreuzen wollte, zu welchem Behufe er sich auch mit einer Jagdflinte, Schießbedarf und Proviant versah.

Unser Abenteurer segelte aber, ohne sich unterwegs mit dem Jagdbergnügen aufzuhalten, direkt nach dem Mermentou-Fluß und fuhr diesen hinauf nach dem gleichnamigen See, der noch ebenso unheimlich aussah, wie vor zehn Jahren.

Nach ziemlich langem Umhersteuern fand Tobias die Pefaninsel, auf welcher unverändert der alte knorrige Delnußbaum seine Nester ausbreitete. Mit klopfendem Herzen stieg er, ein Grabsteint tragend, das er vorsorglich mitgebracht, zur Anhöhe hinauf und begann an der bewußten Stelle zu graben.

Küchtig schritt die Arbeit vorwärts und plötzlich war der Schatzgräber Knochen mit der Erde auf. Tobias schauderte. Ja, das war der zertrümmerte Schädel des Kapitäns Lafitte! Und darunter kam die eiserne Kassette zum Vorschein, deren Umhüllung freilich verfault war. Der junge Steuermann hob seinen Fund aus der Grube und versuchte mit dem zierlichen Stahlschlüssel das eingerostete Schloß zu öffnen, was ihm auch, freilich erst nach vieler Mühe, gelang.

Da lag denn nun die Beute vor ihm, welche er unter den obwaltenden Umständen wohl als sein rechtmäßiges Eigenthum betrachten durfte. Es waren vierundzwanzig Rollen Dublonen und sechzehn Rollen anderer Goldmünzen. Werthvoller aber erschienen noch eine Anzahl Pretiosen, kostbare Juwelen, sowie eine silberne Schachtel, welche Edelsteine enthielt, die offenbar aus den verschiedensten Fassungen herausgebrochen waren. Tobias war also nunmehr ein reicher Mann. Es galt also nur noch, mit diesem Reichthum glücklich nach Hause zu kommen und die geliebte Braut heimzuführen.

Er warf die Grube — die jetzt keine Schatzkammer, sondern nur noch das Grab des Piraten war — wieder zu und verließ die Pefaninsel und den Mermentou-See.

Nach der Ankunft in New-Orleans wollte es der Zufall, daß er einen Matrosen antraf, der früher mit ihm auf der „Urania“ gedient hatte. Dieser Mann erzählte ihm, daß nach dem Verschwinden des Kapitäns Lafitte Verwirrung und Uneinigkeit ausgebrochen sei. Auf Antreiben Antonio's, des Mulatten, hatte die Mannschaft der „Urania“ eine günstige Gelegenheit benutzt, um von dem Piratenschiff zu entfliehen.

Wie Tobias anderweitig erfuhr, waren in Louisiana die sonderbarsten Sagen über Kapitän Lafitte im Umlauf. Einige behaupteten, er sei in den Sümpfen von den Alligatoren gefressen worden; Andere, seine eigenen Piraten hätten ihn umgebracht; noch Andere waren da, die schlaun lächelnd versicherten, der berühmte Seeräuber habe damals mit bewunderungswürdiger Schlaueit sein Schäfchen in's Trockene gebracht, sich mit den zusammengeplünderten Reichthümern in's Privatleben zurückgezogen, und er lebe noch unter verändertem Namen in Paris oder London herrlich und in Freuden.

Der junge Deutsche wußte es freilich besser. Wohlbehalten gelangte er nach der Heimath zurück, vermählte sich mit der Auserwählten und lebte bis zu seinem Tode in aller Behaglichkeit von dem Vermögen, welches er dem furchtbaren Abenteuer auf der Pefaninsel verdankte.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Eine merkwürdige Prophezeiung. — Der französische General Graf Lally-Tolendal führte wie viele der jungen Adeligen unter der Regentschaft des lebenslustigen Herzogs von Orleans ein sehr leichtsinniges Jugendleben. Nach einem beim Wein durchschwärmten Abend geräth er mit dem Marquis v. Lafare und dem jungen Baron Crillon in eine entlegene Straße von Paris, und da sie aus einem hellerleuchteten Hause die Klänge einer lustigen Tanzmusik hören, so kommen sie auf den Gedanken, in dem Bürgerhause einzutreten. Sie treten ungehindert ein und finden, daß der Tanz einem Brautpaare galt, an dem sie sich — den jungen Herren am Pariser Hofe war ja Alles erlaubt — sogleich theilnahmen. Lally-Tolendal widmet sich in seiner übermüthigen Laune ganz der Braut, und benimmt sich, vom Weine erhitzt, so, daß die junge Frau in Thränen ausbricht und der junge Gemann voll Zorn und Ingrimm über die Frechheit des Fremden denselben bei der Kehle ergreift. Drohend versammelt sich die Hochzeitsgäste um den jungen Grafen, der in seiner Noth sich nicht anders der derben Züchtigung, die er mit vollem Rechte zu erwarten hatte, zu entziehen weiß, als indem er seinen Namen und Stand mittheilt. Sofort liest man von ihm ab, der Bräutigam trat bleich zurück, der Vater desselben aber, den schon die weiße Locke des Greisenalters zierte, trat auf Lally-Tolendal zu, machte ihn darauf aufmerksam, wie schwer er sich gegen die Gastfreundschaft seines Hauses versündigt habe, und schloß mit den feierlichen Worten: „Sie sind ein Herr von königlicher Hofe, wohl, das schüzt Sie vor unserer Züchtigung, ich aber bin — der Hentker von Paris! Hüten Sie sich, daß Sie nicht noch

einmal die Hand des Henkers berührt!" — Lally-Tolendal zuckte zusammen und entfernte sich. Draußen erwarteten ihn seine Freunde, die eiligst das Haus verlassen hatten; sie lachten und spotteten zwar über den Vorfall, aber es war ihnen, als ob sie von einer eisernen Hand berührt worden wären, als der junge Graf ihnen sagte, daß es der „Monsieur von Paris“ gewesen, in dessen Hause sie getänzt hätten. — Jahre vergingen. Lally-Tolendal wurde Soldat und zeichnete sich ebenso sehr durch Muth wie Talent aus; der Kardinal Fleury schickte ihn in wichtiger Mission nach Rußland, wo er sich die Zuneigung der Kaiserin in hohem Maße erwarb. Auf dem Schlachtfelde von Fontenoy ernannte ihn der berühmte Marschall von Sachsen zum General und er ward nach der Einnahme von Maastricht Marschall. Später wurde er Generalkommandant von Ostindien, gerieth aber hier nach unglücklichen Kämpfen bei der Uebergabe von Pondichery in die Hände der Engländer. Aus-

geliefert, ward Lally-Tolendal in Paris beschworen vor ein Kriegsgericht gestellt und von demselben zum Tode verurtheilt. Der tapfere Soldat ging mit Muth und Standhaftigkeit dem Tode entgegen, sie ward nur auf einen Augenblick erschüttert, als er in dem Nachrichten auf dem Schaffot jenen Mann wieder erkannte, dessen Braut er an jenem ominösen Abend vor dreißig Jahren beleidigt hatte. [3.]

Das Leben der Hofbeamten scheint in Deutschland im Mittelalter und speziell im 14. Jahrhundert keineswegs ein beneidenswerthes gewesen zu sein. Die Fürsten nannten ihre Beamten nicht allein ihr „Gesinde“, sondern behandelten sie auch darnach, ja heutzutage würde das Gesinde schwerlich mit so elenden Gemächern, so schmaler Kost und so geringer Streu zum Schlafen zufrieden sein, womit damals oft recht bedeutende Männer sich begnügen mußten. Auch im 15. Jahrhundert hatte sich das noch nicht zum Vorthheil geändert. Aeneas Sylvius Piccolo-

mini, der als Pius II. 1458 den päpstlichen Stuhl bestieg, entwirft von dem Hofleben in Deutschland folgende Schilderung: Weise Männer finden bei den Fürsten und an ihren Höfen keinen Zutritt, wollen sie nicht anders den Ruhm ihrer Weisheit und Tugend durch niedrige Kriecherei verdunkeln. Dagegen sieht man der Großen Paläste mit Sängern, Musikanten, Histrionen, Schalksnarren und Possenreißern angefüllt, die ihnen kurzweil machen und ihrer Eitelkeit schmeicheln. Diese dürfen ein Wort sprechen und thun, was sie wollen, treue Diener hingegen werden an den meisten Höfen unwürdig behandelt. Schürfen die Fürsten den köstlichen Nektar aus goldenen und silbernen Pokalen, so haben ihre Hofleute sauren Wein, wohl gar schales Bier in ekelhaften, unreinlichen hölzernen Kannen zum Genuß; die fürstlichen Tafeln sind reich mit den mannigfaltigsten und ausgefeiltesten Speisen und Früchten besetzt, den Hofleuten dagegen

Humoristisches.



In der Schweiz.

Führer: Hier, meine Herrschaften, sehen Sie dies Kreuzel. An dieser Stelle ist vor zehn Jahren der berühmte englische Reisende Lord Maurus hinabgestürzt!
Touristin: Das muß ein Irrthum sein. Vor acht Tagen wurde mir dasselbe Kreuz auf der andern Seite des Berges gezeigt, wo der Lord verunglückt sein soll!
Führer: Ganz recht. Das Kreuzel dort ist für die Herrschaften, welche die Fahrstraße wählen. Darf ich vielleicht um ein kleines Trinkgeld bitten?



Ohne Flügel fliegen.

Kind: Sag' mir doch, Mama, wie sieht denn ein Engel aus?
Mama: Ein Engel ist ein schönes Mädchen mit Flügeln.
Kind: Ja, warum hat denn unsere Bonne keine Flügel, sagt doch der Papa immer „Du lieber süßer Engel“ zu ihr.
Mama: So, dann wirst Du gleich sehen, wie sie fliegen wird, wenn sie nach Hause kommt.

wird zähes, mageres und gar oft stinkendes Fleisch aufgeschüttelt von alten Kühen, Ziegen, Schweinen und Bären. Aus Moor und Sumpf bezogene Fische werden ihnen zubereitet, die ebenso unangenehm riechen, als schmecken; keine anderen Gemüthsarten, als kaum halb gar gekochte Erbsen, Linsen, Bohnen oder schlecht gekochten, häufig noch mit Asche oder Sand gemischten Kohl. Dazu erhalten sie schwarzes, kaum genießbares, schwer verdauliches Brod und als Fett nur schlechtes Del. — Das Tischzeug für die Hofleute ist ebenso schlecht als ihre Fische. — Noch schlimmer ist's, daß man den Hofleuten sogar besondere Schlafgemächer und Betten verfertigt, sondern zehn bis zwanzig in ein dürftiges Zimmer einschließt. Weist man ihnen je einmal Betten an, so sind diese auch weder reinlich noch sonst empfehlenswerth, und zudem trägt man Sorge, ihnen einen Mann beizugeben, denn stets müssen sich zwei Leute mit einem Bett behelfen. Da bleibt dann der Schlaf meist ein vergeblicher Wunsch. — Alle diese Unannehmlichkeiten vermehren sich überdies bedeutend, wenn Krieg oder der Hof auf Reisen ist. Dann müssen die Hofleute der Könige und Fürsten Frost und Hitze, Regen und Wind, Hunger und Durst ertragen und mit mancherlei Gefahren kämpfen.“ Es erhellt daraus zur Genüge, daß es in damaligen Zeiten nur für gewisse Elemente ein erstrebenswerthes Ziel sein konnte, die Hofluft athmen zu dürfen. [C. R.]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 45.

Auflösung des Bilder-Räthfels in Nr. 43:
Der Großen Hochmuth wird sich geben, wenn unsre Kriecherei sich giebt.

Rätsel-Räthsel.

Als Blum' ich Deinen Garten zier',
Daß meinen Namen nennst Du mir,
Will ich vertraulich sagen Dir,
Daß ich ein kleines Wasserthier,
Leicht zu entdecken, trag' in mir. [Adolf Nagel.]
Auflösung folgt in Nr. 45.

Silben-Räthsel.

bad, bar, ber, du, el, en, fels, i, ju, la, li, ma, ni, no, rha, ri, roc, sen, so, tah, u, weis.
Aus den vorstehenden Silben sind acht Wörter zu bilden, welche bezeichnen:
1) Eine Stadt in der Provinz Sachsen. 2) Eine römische Göttin. 3) Einen Mädchennamen. 4) Einen General des ersten französischen Kaiserreichs. 5) Ein nordamerikanisches Territorium. 6) Ein Bad in Böhmen. 7) Einen kaiserlichen General im dreißigjährigen Kriege. 8) Eine Arzneipflanze. Von oben nach unten ergeben die Anfangs- und Endbuchstaben ein deutsches Schwört.
Heinrich Vogt.
Auflösung folgt in Nr. 45.

Auflösung des Räthfels in Nr. 43: Fleden.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von Hermann Schönleins Nachfolger in Stuttgart.